

Briefe aus der Vergangenheit

Nach dem Tod ihrer Mutter hat die gebürtige Mühlviertlerin Andrea Lehner eine Schuhschachtel mit 250 Briefen, die sich ihre Großeltern während des Zweiten Weltkriegs geschrieben hatten, entdeckt. Eine Konfrontation mit der Familiengeschichte.

VON MANFRED WOLF

„Mein liebes Weiber! Im Anfang meines Schreibens grüße ich dich auf das Herzlichste und hoffe, dass dich mein Schreiben in bester Gesundheit antrifft, was auch bei mir der Fall ist!“

Andrea Lehnens Konfrontation begann im Dezember 2019. Damals war völlig unerwartet ihre Mutter verstorben. Beim Ausräumen der Wohnung stieß die 55-jährige Maskenbildnerin auf eine Schuhschachtel mit Briefen ihrer Großeltern aus den Jahren 1942 und 1943 und stand vor der Wahl: weg mit den alten „Schuhen“ oder hinein in ein Abenteuer, auch auf die Gefahr hin, etwas zu finden, das am Bild der Großeltern rüttelt. Sie hat die Briefe gelesen. „Danach war ich total aufgewühlt“, sagt sie.

Ihr Großvater Josef Kerschhaggl war damals in der Wehrmacht. Aufgrund einer Kinderlähmung, an der er 1937 erkrankt war und an deren Folgen er zeit seines Lebens litt, wurde er anfangs nicht an die Front geschickt. Er verbrachte einen großen Teil der Zeit in der Kaserne Engerau in der heutigen Slowakei, schälte Erdäpfel und war im Bürodienst eingeteilt, er verbrachte eine vergleichsweise gute Zeit, wie er schrieb. „... Sonst geht es mir nicht schlecht, die Menage ist gut ... die Ausbildner sind human ... aber man denkt immer nach Hause, an alte Leute, Frau und Kind ... Das ist das Dumme, weil meine Kraft zu Hause abgeht, und hier leiste ich gar nichts.“

Eine Zwickmühle, die in den Briefen immer wieder thematisiert wird. Denn seine Frau Rosa litt zu Hause, im „Kastleder-Gut“ in Steyregg, massiv unter den Strapazen. Lediglich die Unterstützung ihrer „Godn-Leut“, die Briefe sowie ihr gemeinsamer Sohn, den sie „Hermandi“ hießen, gaben ihr Trost und Halt.

Über „Hermandi“, der im März 1942 zur Welt kam, unterhielten sie sich ausführlich in den Briefen. Er habe seine Freude an den Ferkeln, und auch sein „Göd“ sei ganz vernarrt in ihn. Aber Rosa schrieb auch von Gewissensbissen und den Herausforderungen, die die Erziehung mit sich brachten. So geriet sie immer wieder an ihre psychischen Grenzen, war mit der Arbeit am Hof überfordert. Ihr Mann riet ihr, sie solle lediglich die überlebensnotwendigen Arbeiten erledigen und einen „Nervenarzt“ aufsuchen, sich von diesem eine Arbeitsunfähigkeit ausstellen lassen, damit er vom Militärdienst entlassen werde.

„Am liebsten möchte ich sterben“

Damit nicht genug, machte der Mutter ein außereheliches Kind ihres Mannes, das schon 1933 zur Welt kam, zu schaffen, das versorgt werden musste, sowie die vermeintliche Affäre ihres Liebsten. In einem Paket ihres Mannes befand sich auch ein versehentlich mitgeschickter Brief, adressiert an eine frühere Bekannte. Sie schrieb ihm einen sowohl vorwurfsvollen wie demütigen Brief ...

„... hast mir so versprochen, dass du mit der Pepi nicht mehr in Berührung kommst. Wenn du schon an mich nicht denken kannst, so denke an deinen kleinen Hermandi ... mir wird ganz schwer ums Herz ... kannst dir denken, wie ich die heutige Nacht schlafen werde. Am liebsten möchte ich sterben ... sei gescheit und bleibe mir treu.“

Die Briefe zwischen Rosa und Josef Kerschhaggl zeichnen ein spannendes Bild vom Leben und den Sorgen der Menschen damals. Darum wollte Andrea Lehner auch keinesfalls den Deckel auf die Schachtel geben oder sie wegwerfen, sondern diese für die Nachwelt aufarbeiten. Ungeschminkt. Dabei half ihr Verena Hahn-Oberthaler, die sich mit ihrem Unternehmen Rubicom auf die Aufarbeitung von Firmenchroniken spezialisiert hat. „Es bedarf schon Mut und Überwindung, sich der Vergangenheit zu stellen“, sagt Hahn-Oberthaler. „Vor allem, wenn es um die Ideologie der Menschen damals ging.“ Aber auch dieser wurde in der ausgearbeiteten Chronik ein Kapitel gewidmet ...

So schrieb Kerschhaggl am 12. Mai 1943: „... Wir sind in einem großen Lager ... was es da alles gibt, vom Kleinsten bis zum Größten, was eine moderne Wehrmacht braucht, wenn das zum Einsatz kommt, da wird die Welt staunen ...“ Als der Krieg kippte, wurde auch er nach Russland geschickt. Von dort schrieb er siegessicher, dass er von den Lebensbedingungen der Menschen hier schockiert sei. Die Männer beschrieb er aufgrund ihrer Vollbärte und Kleidung als „Urwald-Bewohner“. Also ganz im Wortlaut der Propaganda.

Vom Kameraden blieben nur Reste

Nach wenigen Wochen erkrankte Kerschhaggl an Gelbfieber. Aus dem Lazarett schrieb er, frei vom Zwang der (Selbst-)Zensur, einen Brief, den er nicht postalisch übermittelte, sondern einem Kameraden in die Heimat mitgab ...

„... Als wir bei Staraja Russa lagen ... schoss der Russe zwei Tage und zwei Nächte Trommelfeuer aus allen Kalibern. Das war ein Donnern, als ginge die Welt unter. Am 2. Juli um 3 Uhr griff er die Stadt an, wurde aber mit ganz schweren Verlusten zurückgeschlagen ... auf einmal schlägt neben dem Bunker eine Granate ein, sodass man vom Kameraden nur noch Reste fand. 26 Jahre jung, verheiratet, zwei Kinder, einer der besten Kameraden, so dass uns allen die Tränen in den Augen standen ...“

Als Andrea Lehner die Briefe während des ersten Lockdowns im März 2020 las, war sie tief bewegt. Seiner Frau, die „so liebevoll ist und ein so gutes Herz hat“, sprach er immer wieder Mut und Zuversicht zu, bat sie, ihm Essen, Socken und Fäustlinge zu schicken. Sie erfuhr, dass der frühe Tod der „Godn“ - sie starb 1943 -, die eine so große Stütze war, ihre Großmutter schwer traf. Auch die fürsorgliche Anrede ihres Großvaters, der stets hoffte, dass seine Frau bei bester Gesundheit sei, rührte Andrea Lehner sehr. „Das ist auch heute wieder die wichtigste Frage“, sagt sie.

Nach dem Krieg fand ihr schwer traumatisierter Großvater nicht mehr richtig zurück ins Leben. Er trank, spielte und starb am 20. Jänner 1961 mit nur 56 Jahren. Seine Frau führte den Hof noch einige Jahre weiter, verkaufte diesen aber 1965 und erwarb mit dem Geld ein Sacherl in Unterweitersdorf. Am meisten rührte sie aber der letzte Brief, den sie las. Er war verschlossen, ihre Großmutter hatte ihn nie geöffnet. Er begann wie alle Briefe ... „Mein liebes Weibi ...“ Was darin stand, erfuhr seine Frau nie. „... da, auf dem Papier steht meine Treue und meine Liebe zu dir und zu meinem und deinem lieben Söhnchen.“



Andrea Lehner beim Sichten der Briefe und Karten, die sich ihre Großeltern geschrieben haben.

Foto: rubicom.at



DAS EHEPAAR KERSCHHAGGL

Rosa Häusler kam am 29. März 1909 als uneheliches Kind zur Welt. Ihre Mutter zog nach Eidenberg, sie kam zur kinderlosen Familie Grubauer nach Steyregg - vermutlich waren es ihre Patenleute.

Josef Kerschhaggl wurde am 7. November 1904 in St. Margarethen im Lungau geboren. Auch er war ein uneheliches Kind. Als „Sauschneider“ kam er in den 1930er-Jahren nach Oberösterreich. Das Paar heiratete am 26. März 1940 und hatte zwei Kinder (Hermann, *1942) und Christine (1947-2019).

„Die Feldpost war wichtig zur Aufrechterhaltung der Moral“

Ein Gespräch mit dem Historiker Bertrand Perz über Bedeutung und Zensur der Feldpost

In welchem Maße wurde die Feldpost der Wehrmacht zensiert? Und welche Rolle spielten die Briefe in die Heimat und aus der Heimat? Der in Linz aufgewachsene Historiker Bertrand Perz vom Institut für Zeitgeschichte an der Universität Wien kennt die Antworten.

■ OÖN: Gab es innerhalb der Wehrmacht eine Zensur der Feldpost?

Perz: Freilich würde man annehmen, dass die Soldaten einer Zensur unterlegen sind. Sind sie aber de facto nicht. Es gab stichprobenartige Briefkontrollen, denn natürlich haben die Stellen versucht zu sehen, was geschrieben wurde. Aber man weiß aus der Feldpost, dass letztlich sehr offen über den Krieg geschrieben wurde. Es ist auch so, dass das Wissen über den Holocaust im Wesentlichen über die Soldaten in die Zivilgesellschaft transportiert wurde. Ich habe einen Brief von einem Wachmann aus dem KZ Gusen, der nach Wien schreibt, was er tut und was er sieht - und zwar vollkommen offen. Es kommt alles sehr ungefiltert. Freilich wurde auch viel über Banalitäten geschrieben, dass einem kalt ist, oder über das Essen.

■ Das überrascht. Wer Karl Kraus' „Die letzten Tage der Menschheit“ über den Ersten Weltkrieg kennt, der kennt die Szene, in der ein Vorgesetzter einen Soldaten fertigmacht, weil dieser in einem Brief Kritik an Heer und Verpflegung geübt hat.

Na ja, die Frage ist ja, welche Selbstzensur die Wehrmachtsoldaten im Zweiten Weltkrieg hatten - nämlich gewisse Dinge nicht zu schreiben. Also Regimekritik wird man als gelernter Nationalsozialist nicht in ei-

nem Brief geschrieben haben. Aber selbst das kam vor. Es war aber keine Gesamtkritik nach dem Motto „Hitler muss weg“, eher dass die Offiziere nicht ordentlich funktionieren. Aber generell gab es in den Briefen sehr offene Berichte aus dem Krieg.

■ Wäre denn eine umfassende Zensur überhaupt möglich gewesen?

Das ist der Punkt: Bedenken Sie, beim Überfall auf die Sowjetunion waren 3,1 Millionen Soldaten dabei. Wer soll denn von 3,1 Millionen Soldaten die Post lesen? Aber wie gesagt, es gab Stichproben und natürlich, das Militärtribunal hat auch viele Todesurteile gefällt und viele Menschen belangt - wegen aller möglichen Dinge.

■ Die Feldpost barg das Risiko, dass die Soldaten über die erlebten Gräueltaten schrieben. Warum wurde sie nicht überhaupt massiv reglementiert?

Die Feldpost war extrem wichtig für die Aufrechterhaltung der Moral. Und was die militärische Abwehr schon sehr interessiert hat, war herauszufinden, wie die Stimmungslage ist. Obwohl natürlich gilt, dass ein zum Militär eingezogener einzelner Soldat ohnehin funktionieren musste. Was hätte er denn tun sollen, die Wahl war, dass er vom Gegner erschossen wurde oder von den eigenen Linien. Darum hat es ja auch funktioniert, dass gegen Ende des Krieges deutschsprachige KZ-Häftlinge eingezogen wurden, denn wenn die einmal in den Einheiten drin sind, dann sind sie ja in einer schwierigen Situation. Das hat die Regimestabilität nicht wirklich gefährdet, weil jemand, der an der Ostfront ist, hat nicht viele Möglichkeiten.